

**mare**



Katie Arnold-Ratliff

# WAS UNS BLEIBT

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Nicole Seifert

**mare**

Die Deutsche Nationalbibliothek  
verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet unter  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die amerikanische Originalausgabe  
erschien 2011 unter dem Titel  
*Bright Before Us* bei Tin House Books,  
Portland, Oregon und New York.

Copyright © 2011 Katie Arnold-Ratliff

1. Auflage 2011

© 2011 by mareverlag, Hamburg

*Typografie und Einband*

Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

*Schrift* Trump Mediäval

*Druck und Bindung*

CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-158-9

[www.mare.de](http://www.mare.de)



Das Gesicht der Liebe ...  
ist das Gesicht, das sich abwendet.

*Louise Glück, »Lover of Flowers«*



## I.

Wir hatten es nicht erwartet; der Himmel war klar gewesen. Doch als der Nachmittag seinem Ende zuging, ballten sich die Wolken über dem Strand zusammen, und dann kamen prasselnd erste Regenschauer herunter. Bald frischte der Wind auf, und die Tropfen sammelten sich in Pfützen. Die meisten Kinder trugen kurze Sachen. Ich hatte nicht daran gedacht, Schirme mitzunehmen. Im Regen kauern saß ich die verbleibende Zeit ab und beobachtete die beiden Männer in dem gestrandeten Boot.

Sie lagen ungefähr zehn Meter entfernt in einer tiefen, schmalen Bucht, die auf der einen Seite vom Sand begrenzt war, auf der anderen von einer Felswand. Ihr Boot schaukelte leicht, ihre Angelruten tanzten im Wind. Sie hatten gerade in tiefere Gewässer auslaufen wollen, waren aber noch nicht weit gekommen, als der Motor ausging. Während der ältere Mann mit abschätzender Miene dastand, seine aufgeblähte Weste vom Wasser ganz dunkel, riss der jüngere Mann an der Zugschnur. Nichts geschah. Sie würden ans Ufer waten müssen.

Es war, an warmen Wochenenden, ein beliebter Strand. Bei früheren Ausflügen hatte ich Teenager beobachtet, die in Flip-Flops die zerklüfteten Felsen erklimmen, Seesterne aus ihrem saugenden Schlummer rissen und sie in die Wellen schleuderten. Aber an diesem Freitagnachmit-

tag waren außer mir nur die zwei Eltern da, die mir ihre Hilfe als Begleiter angeboten hatten, und meine zwei Dutzend Zweitklässler. Eine lustlose Stunde lang waren wir Schritt für Schritt den Strand entlanggelaufen, während meine Schüler mit dem Klemmbrett in der Hand die mit Algen bedeckten Dünen inspizierten, Häkchen auf ihrer Pflanzenliste machten und sich die Nase mit dem Handballen abwischten. Jetzt rieb ich das Wasser von meiner Armbanduhr und faltete meine durchweichte Zeitung zusammen, bereit, für heute Schluss zu machen und das Wochenende einzuläuten. Der Zeitpunkt, zu dem wir ursprünglich geplant hatten aufzubrechen, war ohnehin nicht mehr fern, sagte ich mir.

Der Vater, der uns begleitete, kam herüber – Mr. Noel, ein korpulentes, schwerfälliges Geschöpf von der Statur eines Linebackers. *Frank*, bellte er, *ich hol meinen Regenschirm. Sollen sie sich dann mal aufstellen!*

Ich ließ den Blick auf der Suche nach der anderen Begleitperson über den Strand schweifen. *Wo ist Mrs. Stone?*

*Sie holt den Mantel ihrer Tochter*, sagte er. *Schaffen Sie's einen Moment allein!*

Ich nickte – ich bin jeden Tag mit ihnen allein, dachte ich –, und er trottete auf den Bus zu; mit der weit nach oben gezogenen Jacke wirkte er kopflos. Während ich ihm nachsah, näherte sich eine meiner Schülerinnen. Seit Beginn des Jahres vor acht Monaten machte ich mir Sorgen um sie – Emma war so dünn, fast zerbrechlich, und wenn ich sprach, blieb ihr Blick so unkonzentriert, als wende sie ihr Gesicht blind dem Geräusch zu. Immer wieder hatte ich bei ihr zu Hause angerufen, um Gespräche zu verein-



baren, nach den nicht zurückgegebenen Genehmigungen zu fragen, die ihre Eltern unterschreiben sollten, und dann doch nur dem endlosen Tuten des Freizeichens zu lauschen. Ihre Mutter hatte sie nicht für dieses Wetter angezogen. Sie zitterte.

*Kann ich bitte zum Bus gehen?* Sie zeigte auf Mr. Noel, der auf halbem Weg zum Parkplatz war. *Calebs Dad geht gerade hin.*

*Du musst dich aufstellen wie die anderen auch,* sagte ich und stopfte die Zeitung in meine Tasche. *Ich pfeife in drei Minuten.*

Sie hüpfte trotzig auf der Stelle, das Klemmbrett an die Brust gedrückt.

*Besprich dich mit deinen Klassenkameraden, bis wir aufbrechen,* sagte ich. *Wissenschaftler arbeiten zusammen, weißt du noch? Geh und zeig ihnen, was du gefunden hast.*

*Ich habe nichts gefunden, Mr. Mason,* sagte Emma. *Ich sehe gar nichts, was ich finden könnte.*

Ich zögerte, dann zog ich meine Jacke aus und gab sie ihr. Innerhalb von Sekunden klebte mein Hemd vom Regen durchweicht an meinem Körper, sogar am Rücken. Ich sah zu den Männern in dem Boot hinüber und dann, im Vordergrund, zu den Kindern. Ich erstarrte.

Sie hatten sich zu einer stillen Gruppe versammelt.

Ich hörte Rufe. Die Männer standen jetzt beide, ihr Boot schaukelte, als sie mit den Armen winkten. Ich machte einen Schritt auf sie zu. Die Kinder drehten sich – fast alle – um, viele Münder vor Schreck aufgerissen. Ein paar brachen aus der Gruppe aus und liefen in meine Richtung,

ihre Füße sanken im Sand ein, und sie gerieten ins Stolpern. *Mr. Mason*, riefen sie im Chor. Ich sah Jacob japsen, und als sie bei mir ankamen, hörte ich das typische Keuchen, den Beginn eines Asthmaanfalls, der in seiner Brust krampfte. *Mr. Mason, Mr. Mason*.

Ich lief los, winkte den Männern im Boot und schrie, *Ich bin da*, ohne zu wissen, was das bedeuten sollte. Ich brüllte die Kinder an, sofort zum Bus zu gehen, mit schriller Stimme, unverkennbar in Panik. Die meisten Kinder am Ufer machten sich auf den Weg zum Parkplatz, aber ein paar blieben dort, wie erstarrt, und sahen hinunter auf was immer sich dort befand. Ich rief nach Mr. Noel und Mrs. Stone. Sie waren außer Hörweite. Ich blaffte Emma an, die jetzt hinter mir war, *Los, hol sie*, und als sie in meiner Jacke den Strand hinaufrannte, schleiften die Ärmel im Sand. Ich blieb mitten im Laufen stehen, als Jacob mir wieder in den Sinn kam. *Jemand muss meinen Rucksack holen!*, rief ich. *Sein Inhalator, holt seinen Inhalator*. Ich wartete nicht ab, ob jemand tat, was ich sagte.

Einer von ihnen ist verletzt, dachte ich. Jemand hat sich den Kopf aufgeschlagen. Vor meinem inneren Auge entfaltete sich eine Szenerie – der Klang von Sirenen, die Ankunft eines Krankenwagens. Das, was ich beim Erste-Hilfe-Kurs gelernt hatte: *Ansprechbarkeit prüfen. Fest auf die Wunde drücken*.

Ich spähte aufs Wasser; meine Füße bewegten sich langsam im Sand. Das Boot war jetzt leer. Dann sah ich die zwei Männer, sie wateten ans Ufer, bis zur Brust im grauen Wasser der Bucht. Eins der Kinder ist reingefallen, dachte ich. Es droht zu ertrinken. *Legen Sie zwei Finger unter das*

*Kinn und neigen Sie den Kopf nach hinten. Beatmen Sie den Verletzten, bis Hilfe kommt.* Scharfe Spitzen bohrten sich in die Sohlen meiner Turnschuhe, als ich über die Felsen am Ufer der Bucht lief. Der Blick der vier verbliebenen Kinder – Jeffrey, Marcus, Edmund und Benjamin – war immer noch auf die Stelle gerichtet, wo das Wasser auf den Sand traf. *Los*, sagte ich, und obwohl ich noch in Bewegung war, sah ich es vollkommen deutlich: Sie zögerten. Ich schimpfte, *Geht da rüber*, und sah, wie sie auf die Dünen zuliefen. Ich ging weiter, hastig und voller Entsetzen.

Zuerst sah ich die Fliegen. Sie schwirrten wie besoffen über dem, was sie gefunden hatten, groß und überfüttert. Meine Anwesenheit war ihnen egal, sie ließen mich mitten in ihren Schwarm hineintreten. Ich erinnere mich nicht mehr an den Geruch, nur daran, was er mit mir machte. Ich krümmte mich. Die Szenerie in meiner Vorstellung verflüchtigte sich. Es würde keine Wiederbelebung geben, keine Wunde, die versorgt werden musste. Ich wusste, was ich finden würde. Ich sah mich um, zögerte es hinaus. Die meisten Kinder gingen zum Bus, andere standen, wo ich eben noch gesessen hatte, starrten zu mir herüber. Jacob hustete krampfhaft, den Inhalator in der Hand. Er krümmte sich, versuchte verzweifelt zu atmen. Ich machte noch einen Schritt und sah feuchtes Holz, das angeschwemmt worden und halb im Sand verborgen war, rundherum kleine Fußabdrücke. Gelbe Grasbüschel wehten im Wind. Und wenige Meter entfernt, neben einem Gewirr aus glitschigem braunem Seetang, lag die Leiche.

Ich sehe mich, wie die Kinder mich gesehen haben müssen: ein junger Mann, der sich vorsichtig vorwärtsbewegt, Felsen und Schilf verdecken seine Beine. Sein Gesicht ist verzerrt, als er sich vorbeugt, die Handfläche an den offenen Mund führt und dann den Rücken derselben Hand vor die Nase hält. Die Kinder fürchten sich. Unerwartete Ereignisse machen ihnen Angst. Aber sie sehen ihn an und sind ein bisschen erleichtert. Sie sehen ihn und denken, Er ist unser Lehrer.

Und dann hören sie ihn schreien. Und als zwei Männer tropfend aus dem Wasser kommen und ihn wegziehen, lassen die Kinder ihre Klemmbretter fallen. Sie tun, was ihr Lehrer ihnen zu tun befohlen hat, falls sie einmal das Gefühl haben, in Gefahr zu sein: Sie laufen weg.

...

Rund ein Jahr zuvor hatte ich während einer ruhigen Zeremonie an einem staatlichen College mein Lehrerdiplom in Empfang genommen. Ich bekam mit verwirrender Leichtigkeit einen Job in einem sozial schwächeren Stadtviertel und begann, im vorgeschriebenen Lehrplan nach Lücken zu suchen, die ich mit Kunst und der Geschichte von Land und Leuten füllen konnte und damit, den Kindern Toleranz beizubringen. Zu Hause probte ich Malen mit Fingerfarben, assoziatives Schreiben, führte explosive wissenschaftliche Versuche durch, bereitete eine Einheit zum Thema Kochen vor. Ich schwor, mit meinen Schülern rauszugehen, egal zu welcher Jahreszeit; wir würden internationale Sportarten ausprobieren – Jai Alai, Cricket. Ich würde ihnen die albernen Lieder beibringen,

die ich in meiner Jugend im Camp gesungen hatte – *Fish and chips and vinegar, vinegar, vinegar*. Ich stand vor dem Spiegel des Medizinschränkchens und übte meine enthusiastischen Lektionen, mit leiser Stimme, damit Greta mich im Schlafzimmer nicht hörte. Ich perfektionierte die Gesichtsausdrücke, die ich aufsetzen wollte, wenn sie sprachen, damit sie wussten, dass ich ihnen wirklich und wahrhaftig zuhörte.

Vom Dach des Schulgebäudes aus konnte ich die San Francisco Bay sehen; die Trennlinie zwischen dem grauen Himmel und dem Wasser war fast nicht zu erkennen. Gelegentlich ließ ich Greta allein in unserem Bett zurück, bevor es dämmerte, um meinen Kaffee dort oben in einem Gartenstuhl zu trinken, und bezwang die Sonne mit meinem Blick, wenn sie über dem Pausenhof aufging. Manchmal ging ich dort hoch, um Hausaufgaben zu korrigieren, wenn der Abendwind aufkam, und sah den Nachzüglern zu, wie sie *Four Square* spielten, während sie auf ihre Eltern warteten. Ich wusste, dass ich aus den angrenzenden Wohnungen zu sehen war und dass ich leicht in eine bestimmte Schublade gesteckt werden konnte: ein junger Typ, der gerade erst als Lehrer angefangen hat, die zerknitterten Klamotten fleckig vom Malen mit Temperafarben in der letzten Woche und die Turnschuhe schmutzig und krümelig vom Matsch auf dem Soccer-Feld. Mit meinem auffälligen Brillengestell und den violetten Augenringen bediente ich perfekt das Klischee.

Die Grundschule von Hawthorne hatte in den Fünfzigerjahren einen großen Anbau erhalten, um die Vielzahl der Kinder aufnehmen zu können, die geboren wurden,

nachdem ihre Väter massenweise aus dem Krieg zurückgekommen waren. Der trostlose, klobige Blockbau verriet die schnelle, zweckmäßige Errichtung: Zement und Gips, später kamen noch zahlreiche transportable Fertigbau-Klassenräume dazu, die sich auf dem ehemaligen Brennballgelände drängten. Aber ich hatte das Glück, im älteren Flügel zu arbeiten. Hohe Säulen aus dunklem Holz trugen meinen Klassenraum; ihr geringer Abstand zu den angrenzenden Wänden erzeugte ungewöhnliche Schlupfwinkel – eine Ecke benutzte ich als Abstellraum, eine andere als kleines Labor. Die Wände waren, wie die eines Saloons, in demselben dunklen Holz getäfelt.

An meinem ersten Tag überraschte mich mein eigenes Selbstvertrauen; Nervosität war immer meine Schwachstelle gewesen, aber an diesem Morgen konnte ich es kaum erwarten loszulegen. Ich war lange vor den Kindern da und starrte die Poster an, die ich ausgesucht hatte: Martin Luther King Jr., ein weniger bekannter Matisse, Einstein, der die Zunge rausstreckt. Ich bemerkte, dass sie schief hingen, fühlte mich aber zu müde, um es zu ändern. Ich hatte sie Tage zuvor eilig aufgehängt, als ich Vorbereitungen traf wie verrückt, von der unerbittlichen Hitze jedoch gebremst wurde. Obwohl es ein milder Septembertag war, herrschten im Klassenraum immer noch fast dreißig Grad, und der Ventilator, den ich mitgebracht hatte, bewegte die Luft kaum. Aber die Unterrichtsstunden waren geplant, die Bücher standen im Regal, und ich staunte: Was auch immer hier drin geschehen würde, würde meinetwegen geschehen.

Meine Schüler saßen auf kleinen blauen Stühlen, an

Tischen statt an einzelnen Pulten, und jeder der sechs Tische war nach einem Staat benannt. Ich war der Präsident, und sie wählten, wohin wir einen Ausflug machten, ob wir nachmittags in der Turnhalle Völkerball oder Softball spielen sollten, die Tafel oder das Whiteboard benutzten. Die Begeisterung, die sie jedes Mal erfasste, wenn sie die Wahl hatten, war riesig. Auch zum Staunen waren sie leicht zu bringen, es war ganz unkompliziert. Sie weinten, wenn ich ihnen *Wilbur und Charlotte* vorlas, betrachteten Reproduktionen impressionistischer Gemälde mit andächtiger Ehrfurcht. Als wir im Rahmen der Lektion über Kaliforniens Ureinwohner Büffeleintopf kochten, beugten sie sich über den Topf, als bereiteten wir einen Zauberspruch zu. In diesen ersten Monaten wuchs in mir etwas Ungewohntes: das sichere Wissen, dass ich etwas Gutes tat.

Ich machte so oft wie möglich Ausflüge mit ihnen. Der erste führte Anfang Oktober zum Rockland-Wanderweg, der eine Autostunde nördlich der Stadt lag, an der langen, ausgetrockneten Straße nach Sacramento. Die meisten Kinder schliefen auf der Fahrt, die spätsommerliche Hitze waberte durch die offenen Busfenster. Sobald wir angekommen waren, begannen sie, auf dem Gras in der Nähe des Parkplatzes Fußball zu spielen. Ich nahm auf Ausflüge immer einen Ball mit und hatte mir ein paar leichte Spiele eingeprägt – Stille Post oder das Alphabet-Spiel: *A, ich heiße Adam und lebe in der Antarktis* –, falls es Zeit totzuschlagen galt. Ich beobachtete, wie Edmund sich auf die zweite Grundregel der Klasse berief (»Wir können immer

aussetzen, wenn wir uns unwohl fühlen oder ein bisschen allein sein wollen«), nicht mit den anderen spielte, den Ball immer wieder einwarf, wenn er außerhalb der Grenzen des Spielfeldes landete, und pflichtbewusst die Spieler nannte, die im Abseits waren. Ed war ein untersetzter, flachsblonder Junge mit markantem Kinn und wässrigen grünen Augen. Trieben wir Sport, wurde er immer als einer der Ersten gewählt. Die Kinder mochten ihn, und ich mochte ihn auch. Wenn ich Greta von der Schule erzählte, erkundigte sie sich nach ihm: *Wie geht's deinem Liebling?*

Nach dem Fußballspiel begannen wir unsere Wanderung: drei Kilometer bergauf, dann um einen kleinen Hügel herum, und auf der zweiten Hälfte, wo der Pfad wieder ebenerdig verlief, umrundeten wir einen grünen See. Wir kamen an einem kleinen Steinbruch vorbei und bemerkten, dass durch den abfallenden Kalkstein rostige Fäden verliefen. Ich behielt Edmund im Auge, der ein paar Schritte zurückblieb.

*Ed, alles okay?* Es verging ein Moment, als hätte er die Frage gar nicht mitbekommen. Im Steinbruch rief ein Vogel und es war ein Echo zu hören. Die Luft roch nach Kräutern, ein beißender Geruch, der sich im Hals bemerkbar machte. *Wie kam es denn, dass du heute keine Lust hast, Fußball zu spielen? Du spielst doch so gern Fußball.*

Er kniete sich ins Gras.

*Hey, hast du was entdeckt?* Ich beugte mich zu ihm hinunter und sagte leise, *Zeig mal her.*

Seine Augen glänzten. *So einen hab ich noch nie gesehen.* Er hielt einen geäderten Kieselstein in der Hand. *Mir war heut nicht nach Fußball,* sagte er. Er steckte den



Stein in seine Tasche und lief los, um die anderen einzuholen.

Ich fand den Stein am nächsten Morgen auf meinem Schreibtisch in der Schule, auf dem Stapel Hausaufgaben, die ich fast fertig korrigiert hatte. An diesem Nachmittag stand Fußball auf dem Plan, Ed wollte Mannschaftskapitän sein und klatschte jeden ab, den er auswählte. Ich beobachtete es, erleichtert, vom nahen Torpfosten aus.

Es gelang mir nie herauszufinden, was es war, das ihre Stimmung steigen oder sinken ließ. Sie alle waren kleine Mysterien, die in einer ihnen unbegreiflichen Welt improvisierten. Sie blieben größtenteils unerreichbar. Ich konnte ihnen beibringen, wie man addierte, wie man Vergnügen an einem Monet fand, die Grundregeln des Baseballs, aber ich würde nie wissen, worüber sie nachdachten, worum sie sich sorgten. Und kaum dachte ich, ich hätte etwas begriffen, liebten sie nicht mehr, was sie geliebt hatten, hörten bei den Geschichten, die sie so oft eingefordert hatten, nicht mehr zu, wollten nicht mehr Fußball spielen, obwohl sie sonst immer Fußball hatten spielen wollen. Sobald ich dachte, ich hätte sie verstanden, waren sie nicht mehr sie selbst. Eine Zeit lang gab ich mich damit zufrieden und sagte mir, es erhöhe den Charme der Arbeit, die ich mir ausgesucht hatte: ihnen dabei zu helfen, wie man lernte, zu einem Menschen zu werden.

...

Ich ließ mich zum Bus führen, flankiert von den durchnässten Anglern. Undeutlich sah ich den Boden unter mir hinwegziehen, als ich mit schweren, bedächtigen Schrit-

ten durch den Sand ging. *Ganz ruhig*, sagte der ältere Mann immer wieder. Mein Mund schien von meinem Körper getrennt. Ich versuchte zu sagen, *Mir geht es gut, wirklich. Alles in Ordnung. Ich habe nur ...* aber ich wusste nicht, welche Worte als Nächstes kamen. Ich war klatschnass, der Regen tropfte von meinem Kinn. Ich hörte ein Wimmern. Oh nein, dachte ich, eins der Kinder weint. Dann spürte ich, wie meine Augen sich trübten: Das Geräusch kam von mir selbst.

Wir gingen zu dritt, die Männer hielten mich an den Armen. Ich sah, wie der jüngere Mann sich dem älteren zuwandte – ich vermutete, dass es sich um Vater und Sohn handelte – und ihm einen Blick zuwarf. *Was zum Teufel ...!*, sagte der Blick. Wir erreichten den Parkplatz. Der jüngere Mann tätschelte einem der Kinder den Kopf, und obwohl ich nicht wusste, warum, ärgerte mich das. Die Männer setzten sich auf eine Bank und starrten mich ausdruckslos und unverhohlen an, als wäre ich ein Fernseher.

Ich versuchte, Ordnung in die Geschehnisse zu bringen, aber das Ganze ergab einfach keinen Sinn. Wir hatten einen Ausflug ins Steinhart Aquarium gemacht, dann waren wir hierhergekommen, an den Strand, und dann war das hier passiert. Diese Kinder, meine Schützlinge, waren Zeugen von etwas geworden, das viel schlimmer war als alles, was üblicherweise von ihnen ferngehalten wurde: die Filme, die erst ab achtzehn waren, der Inhalt verschlüsselter Unterhaltungen. Und sie hatten es unter meiner Aufsicht gesehen. Alles, was hier geschehen war, war meinerwegen geschehen. Das Ausmaß der Situation

wurde langsam deutlich: Ich würde Eltern anrufen müssen, Konferenzen organisieren, einen Rundbrief schreiben. Ich würde eine Erklärung finden müssen. Angesichts all der Dinge, die mir bevorstanden, überwältigte mich eine Müdigkeit, die einen Moment lang alles einhüllte. Und dann sah ich wieder das Bild der Leiche vor mir: nackt, zerrissen und – *mein Gott* – ohne Gliedmaßen, Farbe oder Atem. Ich wiederholte die Geschichte für mich, versuchte zu verstehen, suchte angestrengt, als wäre da noch etwas, etwas anderes – etwas, das unterhalb meines Bewusstseins brummte und noch nicht bereit war, sich untersuchen zu lassen.

Alle redeten durcheinander, ihre Worte waren wie Insekten. Ich sah, dass die Tasten eines Handys gedrückt wurden. Emma löste sich aus der Menge und kam herüber.

*Warum sind Sie traurig, Mr. Mason?*, fragte sie mich. Sie hatte die Ärmel meiner Jacke wie zwei Schals um ihren Hals geworfen, und es sah aus, als wären sie miteinander verknotet, wie bei einer Zwangsjacke.

Der ältere Mann flüsterte seinem Sohn zu, *Ich denke nicht, dass wir schon gehen sollten.*

Mr. Noel gab auf seine barsche Art sein Bestes, die Kinder zusammenzutreiben, beförderte sie unbeholfen in den Bus. Nach einer Weile aßen sie, was nach dem Mittagessen im Aquarium noch in ihren Brotdosen war. Mrs. Stone begann, die Eltern anzurufen, um zu erklären, warum wir uns bereits jetzt um eine halbe Stunde verspäteten. Als ihr Handy keinen Empfang bekam, lief sie auf dem Parkplatz hin und her und hielt das Telefon hoch wie eine Fackel.

Sie vervollkommnete ihren Vortrag, indem sie die gelben Notfallanweisungen durchblätterte. *Es ist etwas vorgefallen.* In meinem Inneren kribbelte es, ich war sicher, dass das in den Ohren der Eltern zu kryptisch war, dass dieses Umgehen des Eigentlichen auf eine Schuld verwies. Meine Schuld. Ihr verdammter Euphemismus: Er ließ der Fantasie ganze Sekunden, um ein Urteil zu fällen, ehe sie es ausführte und einfach sagte, *Die Kinder haben ein Verbrechen entdeckt.*

Officer Buckingham sah mich am Rand des Parkplatzes sitzen. Er war größer als ich, hatte grau meliertes Haar und Augen, die im äußeren Winkel knittrig waren, und er roch wie eine süße Zigarre.

*Mr. Mason,* sagte er. Er ragte über mir auf; um sein Gesicht zu sehen, musste ich hochgucken. *Die U.S. Park Police wird alles tun, um sicherzustellen, dass die Familie der Verstorbenen ihren inneren Frieden findet.*

Langsam fühlte ich mich, als könnte ich sprechen. *Sie können mich Francis nennen,* sagte ich vorsichtig, mir war bewusst, dass meine Augen verquollen waren. Er würde sehen, dass ich geweint hatte. *Werden Sie mit den Kindern sprechen?,* fragte ich. *Ich wäre gern dabei, wenn Sie das tun.*

*Meine Kollegin spricht gerade mit ihnen,* sagte er und spielte mit dem Metallstift am Ende seines Kulis. *Ich habe ein paar Fragen an Sie, Frank.*

Durch die Windschutzscheibe des Busses sah ich seine Kollegin neben dem Fahrer stehen und die Kinder ansprechen. Unten am Strand gingen ein paar Männer um

die Leiche herum, starrten zu Boden. Ich beobachtete sie lange genug, um zu erkennen, dass sie sich in einer Spirale bewegten, nach Indizien suchten. Eine andere Gruppe lief auf den Strand zu, einer hielt einen langen Sack mit Reißverschluss in den Händen. Er sah zu leicht aus, als könnte ein Windstoß ihn ihm entreißen.

Ich schüttelte den Kopf. *Ich kann nicht – ich habe nicht viel gesehen.*

*Sie haben die Verstorbene gesehen,* sagte er.

Jedes Mal, wenn ich das Wort hörte, überflutete etwas meine Brust. *Ich habe sie gesehen,* sagte ich.

Buckingham hustete, kräftig und feucht. *Haben Sie die Leiche bewegt oder berührt? Haben Sie irgendwas weggenommen?*

*Nein,* sagte ich.

*Was haben Sie gemacht, als die Kinder die Leiche gefunden haben?*

Ich schloss die Augen. Die Zeitung, die Männer in dem Boot. Jacke ausgezogen. *Ich habe mit einer Schülerin gesprochen,* sagte ich.

*Wie viel Zeit verging zwischen der Entdeckung der Verstorbenen und dem Zeitpunkt, zu dem die Kinder Sie riefen?*

Ich antwortete nicht. Woher sollte ich das wissen?

*Frank,* sagte Buckingham mit angespanntem Lächeln. *Sind sie alle auf einmal zu Ihnen gekommen?*

Meine Augen waren immer noch geschlossen. Sie hatten als Gruppe dagestanden, alle hatten nach unten gesehen. Emma hinter mir. Die Gruppe war weggegangen, als ich sie dazu aufgefordert hatte. Die paar Kinder, die mit

versteinerten Gesichtern stehen geblieben waren. Jacob, gekrümmt, sein trockener, rauer Husten. *Ich habe einen Schüler mit Asthma*, sagte ich und sah auf. *Wissen Sie, ob er –*

*Haben Sie eine Ahnung, welches Kind die Entdeckung als Erstes gemacht hat?*

Ich sah an ihm vorbei, schweigend.

Buckinghams falsches Lächeln verschwand. *Mr. Mason, ich muss einen Eindruck davon bekommen, wie lange die Kinder unbeaufsichtigt bei der Verstorbenen waren, wegen der Indizien.* Er beugte sich herunter, sein Gesicht nicht ganz auf meiner Höhe.

Ich sah, wie sich seine Lippen bewegten, der Wind pffte um uns herum. Im Bus bewegte sich das Kinn seiner Partnerin zu ihrer Schulter, sie drückte einen Knopf und sprach in ihr dort befestigtes Funkgerät. Die Männer kamen jetzt wieder den Strand herauf, hintereinander, sie trugen den Sack. Er war nicht mehr formlos, nicht mehr leicht. Er hing in der Mitte durch und bog sich an beiden Enden nach oben wie ein Lächeln.

*Wir waren gerade erst in diesen Bereich des Strandes gekommen.* Ich suchte seinen Blick. *Es war nur ein Augenblick*, sagte ich, wandte mich um und sah, wie sie den Sack auf eine Bahre legten. *Sie waren nur einen Augenblick mit ihr allein.*

Buckingham schrieb etwas in sein Notizbuch. *Dass so was passieren muss.*

Ich blinzelte, mir war etwas übel. *Ich hätte nie gedacht ... ich wusste nicht, dass es derartige Verletzungen gibt*, sagte ich.

*Das ist das Wasser, sagte er. Nicht der Sprung.*

Wir befanden uns im Schatten eines Felsbügels, hinter dem die Brücke aufragte, schwingend und rot. *Sie müssen so was ziemlich oft sehen, sagte ich.*

*Ein Mal ist schon zu viel.* Er steckte den Kuli in die Hemdtasche. *Es gibt keine größere Verschwendung.* Er streckte die Hand aus, damit ich sie schüttelte.

*Ich bin ganz verwirrt,* sagte ich und unterdrückte ein von reinem Unbehagen rührendes Lächeln. Hinter ihm wirkte der Ozean ruhelos. Ich drehte mich um und sah, wie der Krankenwagen langsam die schmale Strandstraße entlangfuhr. Buckingham ließ die Hand sinken, die ich nicht geschüttelt hatte. Er wartete einen Moment, ob ich weitersprach, und als ich es nicht tat, ließ er mich allein.

Ich ging zu Mrs. Stone, die am Bus lehnte, ihre Hose war an den Knien dreckig von dem nassen Sand. Sie verzog das Gesicht, und ihr sonst grau gewelltes Haar war jetzt deutlich platter. Es war fast sechs Uhr.

*Margaret, sagte ich. Haben Sie alle angerufen?*

Sie nickte. *Jacob schläft.*

*Wie schlimm war sein Anfall?*

Sie sah mir nicht in die Augen. *Er schläft jetzt. Ein paar andere auch.*

Wir stiegen in den gekühlten Bus, der gähnende Fahrer machte schon längst Überstunden. Ich setzte mich neben Jacob und nahm ihm, ohne ihn zu wecken, den Inhalator aus der schlaffen Hand. Seine Atemzüge klangen abgehackt, seine Fingernägel waren bläulich. Ein paar Reihen

weiter vorn drückte Mr. Noel seinen Sohn, Caleb, fest an sich. Ich sah, wie er sich hinunterbeugte und ihm etwas zuflüsterte. Ich steckte Jacobs Inhalator in meinen Rucksack und wagte es, die Augen zu schließen.

Aber das Bild, das ich vor mir sah, war nicht die Leiche – es war Jacob, der keuchend nach Luft schnappte. Jake, vorgebeugt, der dann seinen Kopf hob wie ein kleiner Vogel, den Mund weit geöffnet, und versuchte, selbst das zu tun, wobei ich ihm helfen sollte. Das erste Mal hatte ich vor sechs Monaten gesehen, wie er einen Anfall hatte. Er hatte sich bis nach vorn zu meinem Schreibtisch gedrängt und hervorgewürgt, *Mr. Mason, ich brauche ihn*. Ich blinzelte. *Ich meine, schnell*, sagte er. Mir fiel seine Mutter ein, die am ersten Schultag zu mir gekommen war, das Päckchen, das sie mir in die Hand gelegt hatte. Ich hatte in der unteren Schreibtischschublade nach seinem Inhalator getastet und zugesehen, wie er ihn umfasste, eine, dann zwei Minuten, den Kopf bei jedem Einsaugen der Luft zurückgeworfen, jedes Mal, wenn er das Kinn senkte, traf sein Blick den meinen. Der Lärm der anderen Kinder schien aus weiter Ferne widerzuhallen und dann nachzulassen, als ich spürte, dass meine Atemzüge sich seinen anpassten.

Ich öffnete die Augen wieder, der Bus rumpelte auf unserem Nachhauseweg. Wir fuhren über die Golden Gate Bridge, die Stadt zur Linken, das Meer zur Rechten. Die Kinder waren ruhig. Sie sahen so klein aus. Sie waren so jung, dass es mich manchmal erschreckte.

Als wir wieder an der Schule ankamen, hatten sich die Eltern in einer Reihe an einem der transportablen Klas-



senräume entlang aufgestellt. Ich trat mit erhobenen Händen aus dem Bus und rief, *Es geht ihnen gut*. Der Himmel über uns wurde dunkel, während ich zu erklären begann, was ich erklären konnte.